

OLIVER, HAROLD H., *A Relational Metaphysic* (Studies in Philosophy and Religion 4). Den Haag/Boston/London: Nijhoff 1981. XIV/228 S.

O. entwickelt die Grundgedanken für eine Metaphysik, die zur subjektiven Metaphysik des Idealismus und zur objektiven des Realismus gleichermaßen eine Alternative sein soll. Im 1. Teil der Arbeit: „A new paradigm in physics and metaphysics“ (5–96) beabsichtigt O. wissenschaftshistorisch zwei Thesen zu belegen: 1. Die Physik Newtons hat ein ungewöhnlich starres, mechanistisches Paradigma hervorgebracht, das Wissenschaft und Philosophie – hier vor allem durch Kant zementiert – zu einer Weltsicht verpflichtet, die durch eine Subjekt-Objekt-Polarität strukturiert ist. 2. Aus den Hauptströmungen moderner Physik und Metaphysik hat sich ein neues Paradigma herausentwickelt, das transpolare oder relationaler Art ist. Dieses Paradigma ist durch die Theorien Einsteins vorbereitet und in der Quantentheorie vorläufig abschließend formuliert. Von Seiten der Metaphysik haben A. N. Whitehead und die Allgemeine Systemtheorie von L. von Bertalanffy sowie die Systemmetaphysik E. Laslows entscheidend zu seiner Emergenz beigetragen. Allen diesen Ansätzen ist relationales Denken gemeinsam. Sie erklären Natur und Ideensysteme geradezu in Begriffen von Bezogenheit, wie „Wechselwirkung“ und „dynamische Symmetriebrechung“. Der analytische Reduktionismus idealistischer wie realistischer Gestalt wird in einem synthetischen Perspektivismus aufgehoben (81), substantialistisches Denken durch relational-holistisches überwunden. Auf dem Hintergrund, daß Metaphysik die Verallgemeinerung von Erfahrung ist, um fundamentale Entitäten zu identifizieren, zeigt O., daß diese neue Form von relationaler Konzeptualisierung der Wirklichkeit der Natur von menschlichen Selbst- wie Welterfahrungen gerecht werden kann. – An diesen zwar argumentativ aber letztlich historisch rückblickend gehaltenen Teil schließt O. seine „Foundations of a relational metaphysics“ an (97–188). In diesem 2. Teil entwickelt O. zunächst die These universaler Internalität aller Relationen in Auseinandersetzung mit den Positionen von F. H. Bradley, B. Russell, G. E. Moore, A. C. Ewing, Ch. Hartshorne und B. Blanshard. Universale Internalität – die Denkvoraussetzung für eine relationale Metaphysik – heißt, daß alles Seiende zu allem derart in Beziehung steht, daß es sich, so wie es ist, durch die Beziehungen, in denen es existiert, vollständig definiert bzw. verstehen läßt. Den Leitgedanken seines Werks führt O. im philosophiegeschichtlichen Rückblick auf die relationalen Metaphysiken in statu nascendi von L. Feuerbach, M. Buber und S. A. R. Zaidi ein. Das sog. „Law of a Relational Metaphysic“ lautet: Fundamentalität kann keinem der Terme klassisch polaren Seienden zugesprochen werden, sondern nur ihrer Relation (151). Was „klassisch“ in diesem philosophischen Zusammenhang heißt, bleibt allerdings auch in der anschließenden 35-Seiten starken Darstellung der weiteren Grundlagen relationaler Metaphysik nach O. offen. Über das Grundgesetz relationaler Metaphysik hinaus führt O. den Begriff „bi-perspective“ ein. Die bi-perspektivische Sicht umfaßt sowohl abstrakte (d. h. abgeleitete) als auch fundamentale (d. h. konkrete) Erfahrungsmuster in ihrer Gegensätzlichkeit (154). Ferner differenziert O. einfache und zusammengesetzte Perspektiven. Letztere sind die folgenden abgeleiteten Erfahrungsmuster: 1. das subjektive Selbst, 2. die objektiven Dinge, 3. das objektive Selbst. Indem O. schließlich behauptet, daß Relationen nicht nur Priorität haben gegenüber den Relata, sondern daß allein ihnen Realität zukommt (155) geht er einen logischen Schritt über das von Hartshorne und Blanshard zur internen Relationalität Gesagte hinaus. Er erweitert diese These dann dahingehend, daß 1. alle Relationen real sind, daß 2. Relationen unbeweglich, unveränderlich bei Transposition sind, daß 3. Relationen reine Aktualität sind, daß 4. die Relata Derivate von Erfahrungen sind, die, weil aus bi-perspektivischer Sicht stammend, Perspektiven genannt werden sollten, und daß es 5. eine Hierarchie von Relationen und Perspektiven gibt, die durch drei Kategorien voneinander unterschieden werden können: Einfachheit, Zusammengesetztheit und Totalität (156 ff.). Religionsphilosophisch von Interesse ist dabei vor allem die letzte Kategorie. Sie wird bestimmt als die Zusammensetzung aller Relationen, die selbst eine Relation ist, nämlich die Relation „das Ganze“ (166), deren Perspektiven ihre eigenen Aspekte sind und deshalb Omniperspektiven heißen (167).

O.s Werk hat den hohen Anspruch, viele Probleme des neuzeitlichen dualistischen und kausal-mechanistischen Denkens lösen zu wollen (100). Die Berechtigung dieses Anspruchs müßte aber noch durch weitere Anwendung relationalen Denkens erwiesen werden. Die relationale Theorie des Selbst und der Versuch einer relationalen Hermeneutik des Mythos am Ende der Arbeit ist dafür noch nicht hinreichend. Dabei darf nicht übersehen werden, daß O.s Ansatz von naturwissenschaftlich orientierter Kosmologie her (vgl. 1. Teil) für die Erarbeitung der Denkform relationalen Denkens weder der einzig mögliche ist, noch unbedingt der günstigste. – Mit Blick auf die Entwicklung moderner Philosophie als Sprachphilosophie ließen sich Relationen in ihrer Fundamentalität ebenfalls einführen. Dabei könnte auch die naturwissenschaftlich bedingte bloß axiomatische Einführung des Relationsgesetzes vermieden werden, die nicht gerade philosophisch ist. Sprache ist vier-relational: Ich spreche mit jemand über etwas in einer bestimmten Sprache (Laswell). Sie bildet ein offenes, dynamisches System und verhindert dadurch substantialistisch bei einzelnen ihrer Elemente allein anzusetzen, bei einzelnen Relata. Der sprachliche Ansatz erlaubt die Entdeckung der Fundamentalität der Relation im Bereich des geistigen Seins genauso wie im Bereich materiellen Seins (vgl. die Ansätze moderner Chemie und Biologie, den Sprachcharakter der Ordnung in der Natur zu erforschen, speziell in der Molekularbiologie!). Überdies wird Sprache durch selbstreflexive, autoreferentielle Prozesse gesteuert. Sie gibt darin Einsicht in den ontologischen Bedingungs Zusammenhang, der die Priorität von Relationen geradeheraus begründen läßt: Allein in der Selbstbezüglichkeit von Relationen entstehen Relata. Daß O. dieses entscheidende Problem der Selbstreflexivität unberücksichtigt läßt, hängt m. E. mit seinem nicht genügend geklärten Erfahrungs- und Bewußtseinsbegriff zusammen. Trotz dieser Desiderate muß man O. für seine präzise historische Vorarbeit und den zeitgemäßen Impuls auf ein ganzheitliches, relationales Denken hin dankbar sein.

F. T. GOTTWALD

DER STREIT UM DEN GOTT DER PHILOSOPHEN. ANREGUNGEN UND ANTWORTEN. Mit Beiträgen von *W. Breuning, Th. G. Bucher, E. Coreth, G. Haeffner, A. Halder, J. Möller, R. Schaeffler* u. *D. Schmidig*. Hrsg. *Joseph Möller* (Beiträge zur Theologie und Religionswissenschaft). Düsseldorf: Patmos 1985. 189 S.

Dieser Band vereinigt die Vorträge, die auf der Tagung der Philosophen an theologischen Fakultäten vom 2.–5. Januar 1984 in Stuttgart über die Gottesfrage im 19. und 20. Jh. (warum hat man nicht diese Präzisierung anstelle des nichtssagenden „Anregungen und Antworten“ in den Untertitel aufgenommen?) gehalten wurden. Nach einleitenden Bemerkungen *Möllers* über das Schicksal der philosophischen Theologie eröffnet der Dogmatiker *Breuning* die Reihe der Beiträge mit Überlegungen über die Rolle des philosophischen Gottesgedankens in theologischer Sicht. Er zeigt die Notwendigkeit, aber auch Begrenztheit der „natürlichen Theologie“ in philosophischer wie theologischer Hinsicht. In den analogen philosophischen Aussagen über Gott erblickt die Dogmatik das unverzichtbare Bemühen um eine Synthese biblischen Schöpfungsglaubens und griechischen Denkens. Bei aller Sympathie B.s für die patristisch-mittelalterliche Tradition müsse Gott aber auch „im gegenwärtigen Kontext“, d. h. „von der Subjektivität her“ (31) gedacht werden, wenn dies auch die Gefahr einer Funktionalisierung Gottes mitbringe. B. meint, daß Krings, dessen Versuch er kurz skizziert, dieser Gefahr entrinnt, meldet aber Zweifel daran an, daß er ganz die „reductio“ an die Stelle der „via eminentiae“ treten lassen könne. Es kommt auf die rechte Zuordnung beider an. Der Beitrag endet mit einer treffenden Zurückweisung einer zu billigen Kritik am „Gott der Philosophen“, deren berechtigtes Anliegen B. durchaus bejaht. Die Aufgabe, Gott nicht zu klein zu denken, gilt für die Theologie ebenso wie für die Philosophie. Den Reigen der Philosophen eröffnet *Möller* mit einem Beitrag über die philosophische Gottesfrage angesichts der Krise der Metaphysik. In eher essayistischer Art entwirft M. die Skizze eines Gottes, der als Freiheit, d. h. als sich entziehender und uns bestimmender, „kommender“ Wille und somit als Allmacht gedacht werden müsse, wodurch er als der uns anfordernde und liebende Heilige erfaßt werde. Diese Überlegung wird mit Anspielungen kreuz und quer durch die Philosophiege-